

F+ FRIEDMAN IN DER OPER

„Wir müssen die Kinder von Migranten erreichen“

Von Jan Brachmann

25.11.2024, 14:03 Lesezeit: 6 Min.



„Friedman in der Oper“ heißt eine Gesprächsreihe an der Oper Frankfurt. Der Intendant Bernd Loebe und der Publizist Michel Friedman reden über die Unkultur des Dazwischen-Quatschens und die Kultur, Emotionen in Reflexionen zu überführen.



Diesen Dienstag geht an der Oper Frankfurt die Gesprächsreihe „Friedman in der Oper“ in die zweite Saison. Dann unterhalten sich Michel Friedman und Lars Eidinger, ausgehend von Alban Bergs Oper „Lulu“, über Obsessionen. Wir trafen vorab den Frankfurter Opernintendanten Bernd Loebe und den Publizisten Michel Friedman in dessen Frankfurter Anwaltskanzlei zum Gespräch.

Für Sie als Juristen und Publizisten, Herr Friedman, ist Sprache ein wichtiges Instrument. Was aber ist Musik für Sie?

Michel Friedman: Musik ist eine Sprache ohne Buchstaben. Auch wenn wir gerade miteinander sprechen, geht es nicht nur um Worte. Unsere Stimme hat einen Klang. So gesehen, liegt auch im Sprechen Musik. Ich bin ebenso Philosoph und empfinde es als äußerst musikalisch, wenn man Texte hört oder miteinander spricht, selbst wenn ich kein besonders gutes Gehör habe.

Na, aber!

M.F.: Nein, ich habe sogar ein furchtbares Gehör. Meine Mutter hatte mir, als ich zehn war, eine Gitarre gegeben und Unterricht angeboten, weil sie dachte, das sei etwas für mich. Nach sechs Monaten gab sie auf. Das will etwas heißen für eine jüdische Mutter. Ich habe kein gutes Gehör, höre aber für mein Leben gern Musik.

Was zieht Sie an der Oper an?

M.F.: Ganz ehrlich: Ich bin kein klassischer Operngänger. Ich gehe aus Zufall in die Oper oder weil mir etwas empfohlen wird oder weil ich an einem Ort bin, wo man mir das nahelegt. Ich lerne die Oper durch unsere Gesprächsreihe kennen, weil ich nun in kurzen Abständen ein Intensivtraining durchmache, bei dem mich die besten Dramaturginnen und Dramaturgen der Oper begleiten und mir so viele Hintergründe erläutern. Mittlerweile lese ich immer, bevor ich in die Oper gehe, das Libretto, was mir hilft.

Man konzentriert sich anders in der Vorstellung.

M.F.: Man findet den Zugang besser. Insofern bin ich dankbar und glücklich, im hohen Alter die Oper kennenzulernen, wie ein Operngänger sie gar nicht kennenlernen kann.



Will die Oper aus der gedanklichen Inzucht des Betriebs herausführen: Bernd Loebe *Jasper Hill*

Die Reihe „Friedman in der Oper“ geht jetzt schon in die zweite Saison. Sie, Herr Loebe, haben oft gesagt, Ausgangspunkt und Mittelpunkt des Musiktheaters sei für

Sie der singende Mensch. Braucht der singende Mensch heute Hilfe vom sprechenden Menschen, um öffentlich angemessen zur Geltung zu kommen?

Bernd Loebe: Wir betreiben an der Oper eine gewisse Inzucht und nehmen das Leben um uns herum nicht genügend wahr. Die Oper ist uns das Wichtigste auf der Welt. Ein bisschen hören wir darauf, wie die Presse und das Publikum reagieren, und schauen auf unsere Auslastungszahlen. Dieses unser Tun, nämlich dass wir die Schnäbel aufreißen und singen, einmal zu konterkarieren durch jemanden, der eigentlich auch singt, ohne aber ein Orchester oder Klavier dabeizuhaben, das ist für mich ganz wichtig.

Deshalb also eine Talkshow in der Oper?

B.L.: Gerade nicht. Ich bin so talkshowmüde, so müde vom Einander-ins-Wort-Fallen, vom Dazwischenquatschen, vom Sich-wichtig-Geben, davon, dass kein Gedanke zu Ende geführt werden darf, dass ich mir in Michel Friedman den Protagonisten gesucht habe, der seinem jeweiligen Gast die Zeit gibt, Gedanken auszuführen, und aus der Antwort seine nächste Frage filtert, statt Mitgebrachtes abzuhaken. Das hat eine solche Spannung, dass man neunzig Minuten lang nicht auf die Uhr schaut.

Bei den sechs Terminen dieser Spielzeit finden immer ein Werk, ein Gast und ein Thema zueinander. Welche Überlegungen gehen solchen Konstellationen voraus?

B.L.: Wir beide treffen uns mit einem oder mehreren Dramaturgen und überlegen: Welches Thema ließe sich aus einer Oper ableiten, das für Herrn Friedman Ausgangspunkt zum Gespräch sein könnte? Und dann entscheiden wir, welcher Gast dazu passen könnte. Wenn das glückt, hat man das Gefühl, die beiden auf der Bühne versinken in einem Gespräch und vergessen dabei das Publikum.

M.F.: Das ist ein kreativer Prozess in der Vorbereitung. Manchmal empfinden Menschen es als eine Hürde, über eine Oper in ein Gespräch einzusteigen, und sagen: „Das mute ich mir nicht zu.“ Da erfolgt der Einstieg dann leichter über ein Thema. Erstaunlicherweise gibt es dann Gäste, die sich als Musik- oder Opernfans outen, zum Beispiel Armin Nassehi. Die sind dann sehr glücklich, plötzlich in diesem Kontext reden zu können. Wir suchen nach Gästen, die kompetent und authentisch zugleich sind. Dadurch vermeidet man Allgemeinplätze. Man begibt sich auf Denkreisen, die – anders als meine Gesprächsreihen in den Münchner Kammerspielen oder im Berliner Ensemble – wirklich von der Oper ihren Ausgang nehmen: von konkreten Textstellen oder Handlungssituationen.

Empfindet Oper als intensive Form der Aufklärung: Michel Friedman *Jasper Hill*

Wo Sie gerade vom „Outen“ sprechen: Warum schämen sich Leute, ihre Neigung zur Oper einzugestehen?

M.F.: Ich glaube nicht, dass sich Leute wirklich dafür schämen, Opernliebhaber zu sein.

B.L.: Nein, aber für viele hoch intellektuelle Menschen lebt die Oper doch in einem Umfeld von Entertainment. Sie glauben, Oper gehe nicht sehr tief und habe mit der Gegenwart nichts zu tun.

M.F.: Das ist interessant, dass du das sagst. Nach meiner Erfahrung haben die Menschen einen großen Respekt vor der Oper. Aber man weiß zugleich, dass nur wenige Leute die Oper besuchen. Vielleicht geht deshalb ein Satz wie „Ich war gerade in der Oper und habe mir ‚Lulu‘ angeschaut“ weniger leicht von den Lippen als „Ich war gerade im Bob-Dylan-Konzert“. Die Scheu ist wohl eher der Respekt vor einer Musikgattung, die nicht mehr massentauglich ist.

Es entsteht doch der Eindruck, dass Musik viel weniger im öffentlichen Diskurs vertreten ist als Literatur oder bildende Kunst. Woran mag das liegen? Fehlt das Interesse? Wird Musik selbst als Entlastung von Diskurs und Debatte empfunden?

B.L.: Wir müssen mehr Interesse wecken. Schon bei den Kindern. Wir müssen in den Grundschulen die Kinder von Migranten erreichen. Die sind nämlich sofort begeistert und wollen ein zweites Mal kommen. Wenn wir den Weg über deren Eltern gehen, sinken unsere Chancen. Die Eltern sprechen oft nicht einmal unsere Sprache, selbst wenn sie schon zwanzig, dreißig Jahre hier leben. Diese Eltern wollen ihre Kinder mit der eigenen Herkunft verbunden wissen, weniger mit der Kultur unseres Landes. Wir müssen Lehrer finden, die bereit sind, mit uns gemeinsam diese ersten Schritte zu gehen. Oft reicht schon ein einziger Opernbesuch, um Kinder zu faszinieren und sie erkennen zu lassen, dass hier Großes entsteht aus dem Zusammenwirken von ganz vielen Menschen, die miteinander auskommen müssen: Orchester, Chor, Bühne, Licht, Gesang.

M.F.: Musik ist universell. Nimmt man sie ohne Text, ist das eine Sprache, die Sie zwischen Nairobi, Tel Aviv, New York und Frankfurt hören können. Zugleich wurde mir durch die Arbeit hier deutlich, wie politisch die Oper ist. Als wir letzten Sommer „La Juive“ von Fromental Halévy besprachen, kam das Thema des christlichen Antisemitismus auf den Tisch. Ich sah das Stück in Frankfurt zum ersten Mal: Das ist hochgradig beeindruckende Aufklärung! Die Wurzel des europäischen Antisemitismus ist der Antijudaismus: die ersten global wirksamen Fake News der Geschichte, dass die Juden Jesus umgebracht haben. Wenn man dann durch die Oper erfährt, welche Auswirkungen das bis ins Private hinein hatte, ist das ein eminent politischer Abend.

Dem kann man sich nicht entziehen. Ich würde der Oper – wir reden ja demnächst über Obsessionen, Macht, Freiheit, Tod, Opportunismus und Verführung – gesellschaftspolitische Relevanz jederzeit einräumen.

LESEN SIE AUCH

OPER FRANKFURT

Heiraten? Passt gerade nicht so

 EHRUNG FÜR FRIEDMAN

„Du streitest dich echt leidenschaftlich“

VENDÉE-GLOBE-LOGBUCH

Erste Zusammenbrüche auf dem Meer

Auf dem Spielplan stehen dieses Jahr mit „Guercœur“ von Albéric Magnard und „L’Invisible“ von Aribert Reimann ausgesprochene Raritäten, die man kaum vorab sehen konnte. Wie bereiten Sie sich darauf vor?

M.F.: Meine spezifische Aufgabe besteht darin, das Thema hinter den jeweiligen Opern herauszuarbeiten. Mein Studium als Philosoph und Jurist sowie meine Lebenserfahrung müssen mir die Kompetenz verleihen, die Aufgabe eines Fragenden zu übernehmen. Mit Tod, Macht oder Obsessionen habe ich mich zu beschäftigen – und zwar aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Macht, unser Thema bei Verdis „Macbeth“, ist eine politische, eine soziopsychologische und zugleich eine philosophische Frage. Ich muss mich vorher interdisziplinär an dem Thema abarbeiten, um daraus einen Fragenkomplex zu gewinnen, denn Fragen sind nichts anderes als eine maximale Reduktion der Neugierde, die sich aufbaut, je mehr man sich mit einem Thema beschäftigt. Gleichzeitig können Sie die Reduktion nur vornehmen, wenn Sie zuvor eine Vertiefung gesucht haben. Aber: Wir sind hier nicht an der Universität! Es geht hier nicht nur um kognitive, sondern ebenso um eine emotionale Reflexion. Die Reflexionsfähigkeit von Emotionen ist eine Leistung von Kultur.

Es gibt eben auch eine *éducation sentimentale*.

M.F.: Absolut! Ich bin in Paris geboren und habe meine erste kulturelle Sozialisation in Frankreich erfahren. Deutschland ist immer noch mit Gott Kant verheiratet und versteht nicht, dass Gott Kant ein Manko hat: die Emotionen in seiner – ohne Zweifel grandiosen – Denkarbeit reduziert oder ganz ausgeblendet zu haben. Keine Frage: Die

Vernunft ist wichtig, und nichts wird derzeit von Populisten und Extremisten so stark angegriffen wie die Vernunft. Trotzdem sind wir als Menschen emotionale Wesen. Deshalb brauchen wir die Kultur neben der Wissenschaft, weil Kultur die Übersetzung von Emotionen in die Sphäre der Reflexion bedeutet.

B.L.: Wir haben bei diesen Gesprächen keine mediale Begleitung dabei. Die Gäste, das bestätigen sie ausdrücklich, fühlen sich in dieser Situation viel freier zu sagen, was sie sagen können, als wenn sie in einer Talkshow im Fernsehen säßen.

M.F.: Es ist ein intimes Gespräch.

B.L.: Dadurch werden Barrieren übersprungen, die sonst die Sprechenden blockieren würden.

Quelle: F.A.Z. [Artikelrechte erwerben](#)

Jan Brachmann

Redakteur im Feuilleton.

 Folgen



Frankfurter Allgemeine

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH 2001 - 2024
Alle Rechte vorbehalten.